
120
JAHRE
STYRIA
DER WEG
HAT
BEGONNEN



Die Illustrationen sind Reproduktionen der Architekturstudien von Wolfgang Kapfhammer, die im Zuge der Planung des Druckereibetriebsgebäudes für die Offsetrotationsmaschinen und das Zeitungsexpedit in Graz-Messendorf entstanden. Die beigegefügte Karte zeigt das Modell, das im Maßstab 1 : 200.000 von Hans Kropf, Graz, ausgeführt wurde.

Das Jahr 1989 war für die Styria in doppelter Hinsicht bedeutsam. Der „Katholische Preßverein in der Diözese Graz-Seckau“ gedachte auf der einen Seite seiner Gründung vor 120 Jahren und setzte auf der anderen die wesentlichen Schritte zur Sicherung der Zukunft der von ihm getragenen „Anstalten“. Eingebettet in diesen zum dritten Jahrtausend hin offenen Zeitbogen war die Erinnerung an die Gründung der „Kleinen Zeitung“ im Jahre 1904 sowie an das Ausgreifen des Hauses nach Klagenfurt und Köln – vor dreieinhalb Jahrzehnten erschien zum ersten Mal die „Kleine Zeitung“ in einer eigenen Kärntner Ausgabe und wurde die Niederlassung des Buchverlages am Rhein gegründet.

So wurde am 5. Oktober 1989 im Konzerthaus zu Klagenfurt des Beginnes der Kärntner Ausgabe der „Kleinen Zeitung“ gedacht; am 23. November 1989 konnte der Buchverlag im Kolpinghotel zu Köln auf seine Einpflanzung in die Rheinmetropole zurückblicken. Thematisch und zeitlich in der Mitte lag als Höhepunkt das Gedenken an die Gründung des Preßvereins vor 120 Jahren und an den Anfang der „Kleinen Zeitung“ vor 85 Jahren: Am Dienstag, dem 31. Oktober, legten Obmann Hochschulprofessor Dr. Johann Trummer und Generaldirektor Dr. Hanns Sassmann in Begleitung der Direktoren einen Kranz am Grab des Gründers des Katholischen Preßvereines, Prälat Alois Karlon, in Seckau nieder. Am Freitag, dem 3. November, versammelte man sich um 10.30 Uhr zu einem Gottesdienst an der Begräbnisstätte des ersten Protektors, Fürstbischof Dr. Johann Baptist Zwerger, in der Unterkirche von Herz Jesu zu Graz. Um 17 Uhr des gleichen Tages fand ein Festakt im Steiermarksaal des Grazer Congreß statt. Die Geschichte des Unternehmens wurde den Teilnehmern in einer Ausstellung in den Wandelgängen vor Augen geführt.

Im Jahre 1989 wurde aber auch das große Zukunftsprojekt eines Druckereibetriebsgebäudes für die gesamte Zeitungsproduktion im Südosten von Graz konkret. So gewann das „kleine Jubiläum“ – 120 Jahre – nichtsdestoweniger große Bedeutung. Nach der Absicht der Unternehmensleitung wurde es zudem als Vorbereitung und Aus-

Menschsein im Medienzeitalter
Festvortrag anlässlich der Feier
„120 Jahre Katholischer Preßverein“

Von Univ.-Prof. DDr. Eugen Biser

EINSTIMMUNG

Jubiläen wecken Erinnerungen, insbesondere dann, wenn sie auf einen Zeitraum von mehr als ein Jahrhundert zurückblicken.

Im Falle eines Verlagsjubiläums muß die Erinnerung aber noch viel weiter zurückgehen, wenn der Grund der gefeierten Sache auch wirklich erreicht werden soll. Bei diesem Grund geht es freilich um etwas wenig Festliches: um die Instrumentierung und technische Konservierung der Sprache und damit um die uralte Konfliktbeziehung zwischen dem, was der Mensch als denkendes und sprechendes Wesen ist, und dem, was er – im Sinne der Grundbedeutung von Technik – kann.

Was durch eine kalendarische Gegebenheit veranlaßt ist, entspricht, genauer bedacht, einem Grundverhältnis der gegenwärtigen Stunde, sofern sich diese als die Stunde der „wiederkehrenden Prinzipien“ begreift. Ein Blick auf das heutige Zeitbild kann das bestätigen.

DAS ZEITBILD

Nach dem Urteil maßgeblicher Beobachter ist die Gegenwart – als Zeit-Geschehen genommen – in einem Fortschritt zum Ursprung begriffen, so daß die Zukunft als Wiederkehr erscheint. Was wiederkehrt, ist nach Max Weber der Mythos, nach Sigmund Freud die Utopie und nach Walter Wimmel die Schriftlichkeit.

In seinem Vortrag „Wissenschaft und Beruf“ (um 1919), den Karl Löwith in seinem Lebensrückblick als herausragendes Ereignis würdigte, bemerkte Weber im Vorgefühl einer der rationalen Weltauslegung überdrüssig gewordenen und in diesem Sinne „postsäkularisierten“ Zeit:

Die vielen alten Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf.¹

Inzwischen sind „die entzauberten mythischen Götter“ tatsächlich ihren Gräbern entstiegen; doch nicht nur so, wie der calvinistische Theologe Jan Rohls urteilt, „in Gestalt politischer und gesellschaftlicher Mächte“, sondern auch unmarkiert, in ihrer mythischen Urgestalt, wenngleich angepaßt an die Bedingung ihrer Wiederkunft. Und die bestand in dem durch Schopenhauer herbeigeführten Umschlag des aufgeklärten Vernunftoptimismus, der im System Hegels seine Kulmination erreichte, in sein pessimistisch-nihilistisches Gegenteil. Die Rede ist von dem im Trauermarsch der Götterdämmerung gipfelnden „Ring des Nibelungen“ Richard Wagners, in welchem Nietzsche „ein ungeheures Gedankensystem“, jedoch „ohne die begriffliche Form des Gedankens“ erblickte: in Form eines „Denkens in sichtbaren und fühlbaren Vorgängen“ und damit einer noch in ihrem Urzustand befindlichen Sprache, „wo sie noch selber Dichtung, Bild und Gefühl ist“.² Den Gipfel im Trauermarsch empfindet er – wie weniger deutlich, aber genauer nachzeichnend auch Thomas Mann³ – als eine Apotheose des Todes, der hier gefeiert werde als die in schauerlichem Liebreiz erscheinende „Pforte zum Nichts“, als Eingang zu „einem Reich, welches dem gewöhnlichen Blick wie das Reich des Nichtwollens erscheint, ein sich Baden im Meere der Vergessenheit, ein rührendes Schattenspiel vergangener Leidenschaft“.

In dieser Würdigung liegt, verborgen, bereits der Anstoß und Ausgangspunkt für Nietzsches dionysischen Gegenwurf. Auslösend wirkt

1 M. Weber, *Wissenschaft als Beruf*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1973, 605; ferner K. Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933*, Stuttgart 1986, 16ff.

2 Näheres dazu in meinem Beitrag „Nietzsche als Mythenzerstörer und Mythenschöpfer“, in: *Nietzsche-Studien* 14 (1985), 96–109.

3 Th. Mann, *Wagner und unsere Zeit*, Frankfurt 1983, 145f.

auf ihn dabei Wagners Versprachlichung der Musik⁴, durch die er den „theoretischen Menschen“ in sich „aufgeweckt“ und zu einer gedanklichen Rekonstruktion des mit den Mitteln der Musik-Sprache Gesagten angetrieben fühlt. Daß sich diese antithetisch zu Wagners Todes-Mythos gestaltet, ergibt sich aus seiner Überwindung Schopenhauers und seinem – letztlich vergeblichen – Ringen um ein dionysisch-affirmatives Weltverhältnis. So setzt er, beflügelt durch sein in „Ecce homo“ geschildertes Inspirationserlebnis, dem Wagnerschen Ring-Mythos den „hochzeitlichen Ring der Ringe“ seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen entgegen, diesen „Ring“, mit dem er sich seiner „dionysischen Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens“, der Welt des sich immerfort verzehrenden und erneuernden „Willens zur Macht“, anverlobt.

So nahmen die mythischen Götter tatsächlich ihren „ewigen Kampf“ wieder auf, und es bleibe dahingestellt, was sich für die Gegenwart verhängnisvoller auswirkte: ihre Wiederkehr in der entzauberten Form politischer Mächte oder jener Ideologie, die sich gleicherweise auf den Wagnerschen Todesmythos und auf Nietzsches Vision von den „künftigen Herren der Erde“ berief.

Demgegenüber sprach Freud von der Wiederkehr uralter Menschheitsträume und Utopien, die er in seinem Essay „Das Unbehagen in der Kultur“ (um 1930) auf dem Umweg über die Technik in die gegenwärtige Lebenswelt Einzug halten sah. Denn nach seiner hellsichtigen Beobachtung steht die moderne Hochtechnik im Begriff, sich von ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung, menschliche Notstände zu beseitigen oder doch zu lindern, loszuketten, um sich von der Seite des sich mühenden und leidenden Menschen auf die des träumenden zu schlagen. Anstatt Wasser in die Sahel-Zone zu schaffen, umweltschonende Energiequellen zu erschließen und funktionstüchtige Frühwarnsysteme

⁴ Dazu *Wolfgang Sawallischs* Geleitwort zu dem von *D. Borchmeyer* herausgegebenen Sammelband „Wege des Mythos in der Moderne“, München 1987, 15f.

gegen Erdbeben und Vulkankatastrophen zu entwickeln, bringt sie Menschen auf den Mond, schießt sie Sonden zu den äußeren Planeten und verfeinert sie den Eingriff in die Vererbungsmechanismen, so daß Freud mit seiner Prognose recht behält, daß es ihr nicht um die Minderung des Elends in der Welt, sondern um die Überhöhung des Menschen zu einem „Prothesengott“ zu tun sei, der mit Hilfe seiner technischen Errungenschaften göttliche Attribute in seine Verfügungsgewalt zu bringen sucht.

So verwendet die moderne Hochtechnik tatsächlich ihre ganze Energie darauf, das, was ehemals Traum und Utopie war, in Realitäten umzusetzen und dadurch die Distanz zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, wenigstens punktuell, zu verringern. Das verbreitete Gefühl, daß der Mensch heute allenthalben auf die ihm gezogenen Grenzen stoße, beleuchtet somit nur die eine Seite der gegenwärtigen Situation. Von der Gegenseite her gesehen gilt ebenso sehr, daß die Grenzen der Machbarkeit hinausgerückt und an vereinzelt Stellen bereits durchbrochen sind. Wenn das auch für die Grenzen der Dankbarkeit gälte, wären dem „größten Gedanken des Menschen“ (Jean Paul), dem Gottesgedanken, neue Wege eröffnet. Und sprechen die sich rapide wandelnden politischen Verhältnisse im Ostblock, bei aller Vorsicht, die dem Urteil darüber geboten ist, nicht sogar dafür, daß die Menschheit der größten aller Utopien, dem Traum vom ewigen Frieden, ein Stück nähergekommen ist? Auf die Wiederkehr des eigentlich kulturtragenden Prinzips, der Schriftlichkeit, verwies schließlich Walter Wimmel in seinem Werk „Die Kultur holt uns ein“ (von 1984).⁵

Grundlegend ist für ihn die Einsicht, daß sich der Mensch, dieses Wesen, dessen Vorgeschichte nach Jahrtausenden zählt, innerhalb weniger tausend Jahre in die heutige Lage „hineingeschrieben“ hat.⁶ Denn

⁵ *W. Wimmel*, Die Kultur holt uns ein. Die Bedeutung der Textualität für das geschichtliche Werden, Würzburg 1981.

⁶ A. a. O., 10.

die Schriftlichkeit überwand die dem Fortschritt durch das Gleichgewicht von „Neuschaffen und Verlust von Überlieferung“ angelegten „Bremsen“. Sie ermöglichte das „Befestigen, Verbinden, Bewahren und Weitergeben“ des einmal Gefundenen. Was die Kultur aber auf die jeweils höhere „Plattform“ steigen ließ, war das mit der Schriftlichkeit gegebene Prinzip der Komparativität, des kreativen Rückvergleiches:

Komparativität ist die Bedingung, unter der ebenso der billige Fortschritt wie die Eroberungen des Genius erfolgen. Die verehrungswürdigsten Werke der Menschheit, ihre der äußersten Zucht entrungenen Leistungen, sind nicht anders als auf dem Wege vergleichender Weiterstufung erwachsen als die banalsten Akte der Vergrößerung und umsetzenden Veränderung, die nichts als Trieb und Nachahmung voraussetzen.⁷

Unter günstigen politischen – imperialen – Bedingungen weitet sich das zunächst in regional abgegrenzten Bereichen Entstandene zum „Großtext“ einer übergreifenden Kultur, der bei Überschreitung einer kritischen Größe dann freilich Unbehagen, Überdruß und Gegenreaktionen nach dem Motto „small is beautiful“ auslöst, die auf Zurücknahme, Verkleinerung und „Reduktion“ dringen und als solche schon in der antiken Literatur, insbesondere in der christlichen – Overbeck sah in ihr bekanntlich eine ausgesprochene „Kleinliteratur“⁸ –, erst recht aber in den reduktiven Tendenzen des mittelalterlichen Mönchtums – der Text als „Mitte des umzirkelten Raumes“ der Zelle und des Klosters – und der Reformation mit ihrem Protest gegen die „komparativischen Wucherungen“ der Ablassbriefe, zu beobachten sind.

Was die ungeheure Steigerung der Komparativität im Computer- und Medienzeitalter anlangt, so sieht Wimmel zwar eine ganze „Kette“ von neuartigen geistigen Anstößen, aber auch die Gefahr, daß in dem

⁷ A. a. O., 13.

⁸ F. Overbeck, *Über die Anfänge der patristischen Literatur* (von 1882), Darmstadt 1984; dazu Philipp Vielhauer, *Geschichte der urchristlichen Literatur*, Berlin 1975, 280ff.

Fortsteigerungsprozeß der Fixierungsmedien und der mit ihnen gegebenen entstellenden Weiterführung des Prinzips der Schriftlichkeit die Schriftkultur sich gegen sich selber kehrt.⁹

DIE ANWENDUNG

Ihre aktuelle Brisanz erlangen die zutage geförderten Motive erst aufgrund der Einsicht, daß das Zentralproblem der Gegenwart in der rapiden Eskalation der Medienszene besteht. Denn darin behält ihr unnachsichtiger Kritiker Neil Postman recht:

Was wir heute zu fürchten haben, sind nicht mehr – oder doch wieder? – jene, die Bücher verbrennen, sondern jene, die den Menschen die Lust am Bücherlesen abgewöhnen; nicht mehr jene, die uns Informationen vorenthalten, sondern jene, „die uns mit Informationen so sehr überhäufen, daß wir uns vor ihnen nur in Passivität und Selbstbespiegelung retten können“, nicht mehr jene, welche die Wahrheit verheimlichen, sondern jene, die sie „in einem Meer von Belanglosigkeiten untergehen“ lassen, nicht mehr jene, die mit dem Aufbau einer „Trivialkultur“ das Geschäft der großen Täuschung betreiben, sondern jene, die aus dem fast grenzenlosen Verlangen des Menschen nach Zerstreuung Kapital schlagen.¹⁰

Im Zuge einer fugenartigen Verkettung dieser Motive könnte man sagen:

Von der Entstehung der Schrift berichtet der Mythos; ihre Entwicklung führt im technischen Stadium zu einer Krise der Utopie, aber auch zu einem Konflikt der Medien, der an den „ewigen Kampf“ der mythischen Mächte erinnert.

Den Mythos von der Entstehung der Schrift erzählt Platon in „Phaidros“ (274d–275b). Danach schildert der gottähnliche Erfinder Theut dem ägyptischen Großkönig Thamus, daß er ein Mittel zur Stär-

⁹ Wimmel, a. a. O., 136.

¹⁰ Nach N. Postman, *Wir amüsieren uns zu Tode*, Frankfurt 1985, 7f.

kung von Gedächtnis und Weisheit ersonnen habe: die Schrift, durch die Ägypten zum weisesten aller Völker aufsteigen werde. Doch der Großkönig erwidert ihm zu seiner Verblüffung, daß der Erfinder einer Kunst nicht auch für die Beurteilung ihres wahren Nutzwertes zuständig sei. Nicht für das Gedächtnis – im Sinne der platonischen Anamnese – habe er ein Mittel ersonnen, sondern lediglich für die Erinnerung; die aber führe bestenfalls zu Vielwisserei und Wissensdünkel, nicht aber zu wahrer Weisheit.¹¹

Zu Zwiespalt und Konflikt führte erst recht die Technisierung der Schrift im Buchdruck und den mit ihr konkurrierenden Medien. Durch die drucktechnische Vervielfältigung wurde das Buch zur Ware, die heute, neben Wasch- und Nahrungsmitteln, in Supermärkten erstanden werden kann. Mit der Entstehung der elektronischen Medien kam es jedoch zu einem Konflikt innerhalb der Hochtechnik, der sie von ihrer zentralen Wirkung, der Umsetzung von Utopien in Realitäten her in Frage stellte. Zwar liegt auch die sich rapide fortentwickelnde Nachrichtentechnik im allgemeinen Trend, der nach Freud darauf abzielt, göttliche Attribute – in diesem Fall die Allwissenheit – in menschliche Verfügungsgewalt zu bringen. Während die Hochtechnik jedoch insgesamt darauf ausgeht, Märchenwünsche zu erfüllen (Freud), bewirkt das Fernsehen allabendlich das genaue Gegenteil davon: die Verwandlung der harten Alltagswirklichkeit in Traum und Show. Und seine suggestive Kraft – „the medium is the message“ (McLuhan) – geht im Grunde davon aus, daß es damit dem fast unersättlichen Zerstreuungsbedürfnis des durch die Leistungswelt überforderten Menschen entgegenkommt. Metaphysisch gesehen ist seine Folge somit das „allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit“ (Hentig). Und wenn man sich in diesem Zusammenhang vergegenwärtigt, daß der religiöse Akt, insbesondere in seiner Urform, dem Gebet, auf Fühlung der Gotteswirklich-

11 Dazu *Aleida* und *Jan Assmann*, *Schrift und Gedächtnis*, Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, München 1983, 13.

keit, verallgemeinernd gesprochen: auf Wirklichkeitsgewinn abzielt, ist das Wort vom „strukturellen Atheismus“ des Fernsehens nicht zu hoch gegriffen.

Bevor der damit angeschnittenen Frage nach dem menschlichen Rückbezug genauer nachgegangen werden kann, ist der Kampf der Medien zu erwähnen, der so sehr an den Aufstand der jungen Götter des babylonischen Olymp gegen ihre Urmutter Tiâmat erinnert, daß sich der Begriff der „Theomachie“ und des „Medienkannibalismus“ geradezu aufdrängt. Wenn auch die These vom Untergang der Schriftkultur vor den unbestreitbaren Tatsachen nicht standhält, läßt sich doch ebensowenig übersehen, daß eine der intimsten und liebenswürdigsten Gattungen der Schriftlichkeit – der Liebesbrief – durch das Telefon meuchlings hingemordet wurde und daß dem Lexikon im Zeitalter des Bildschirmtextes schon in absehbarer Zukunft dasselbe Schicksal bevorsteht. Dagegen sind die von den Medien auf die Schriftlichkeit ausgehenden Anreize, wie sie Wimmel verzeichnet, nur schwer auszumachen, wenngleich mit derartigen Impulsen durchaus zu rechnen ist.

DIE RÜCKWIRKUNG

Die Medien verändern das Wirklichkeitsgefüge; sie verändern aufgrund ihrer Vermittlungsstrategie und nicht zuletzt ihrer dominanten Eigengesetzlichkeit die Botschaft; spricht da nicht alles für die Vermutung, daß sie nicht weniger auch den rezipierenden Menschen verändern? Die Frage setzt voraus, daß sich der Mensch tatsächlich verändern, ja im Extremfall geradezu von sich „abfallen“, auf jeden Fall aber, daß er durch Fremdbeeinflussung und, mit David Riesman gesprochen, „Außensteuerung“ gegen sich selbst gewendet und zu einem anderen seiner selbst gemacht werden kann.¹²

Doch genauso entspricht es der Selbsterfahrung des heutigen Menschen, der sich durch die Übermacht seiner Lebensverhältnisse –

12 *D. Riesman*, *Die einsame Masse*, Hamburg 1958, 137–140.

zunächst, in der ersten Jahrhunderthälfte und weit darüber hinaus, der terroristischen, dann der persuasiven Diktatur – so sehr auf den Prüfstand gestellt sieht, daß sogar die Frage nach ihm neu gestellt werden muß. Nicht mehr im Sinne der klassischen, auf sein Wesen zielenden Wasfrage, die nach Kant alle möglichen Frageweisen der Philosophie, der Ethik und der Religion in sich zusammenfaßt, sondern der biblischen Wofrage (Gen 3,9), die ihn auf den „Ort“ seiner primordialen Geborgenheit und Sinnerfüllung hin zur Rede stellt.

In den mit dieser Frage – der Schlüsselfrage der Modal-Anthropologie – aufgerissenen Möglichkeitsspielraum stoßen die Medien hinein, genauer noch: in den Abgrund, in den sich der Mensch im Falle seiner Selbstentfremdung fallen läßt. Sie tun es im Bund mit seinem – nach Postman – „fast grenzenlosen“ Verlangen nach Zerstreung und Entlastung. Ihre Faszination geht nicht zuletzt darauf zurück, daß sie diesem Verlangen auf dem Weg einer Ästhetisierung der Alltagswelt entgegenkommen. Wie jedes Bild spricht auch das Fernsehbild den Rezipienten nicht als Faktum, sondern als Versprechen und Verheißung an. Es „enthebt“ ihn der als trist und langweilig empfundenen Arbeitswelt und „versetzt“ ihn in einen Zustand wohlthuender Schwebel und Beziehungslosigkeit, gegenständlich gesprochen: in eine Sphäre des Illusionären, in der ihm die harten Gegebenheiten des Alltags in einer schwehlosen, unverbindlichen und geschönten Abwandlung wiederbegegnen. Daß mit diesem Gewinn ein mehrfacher Beziehungsverlust verbunden ist, kommt ihm kaum je zu Bewußtsein.¹³

Er äußert sich in erster Linie in der Lockerung des Sozialkontaktes; denn Fernsehen vereinsamt, auch wenn es im Familienverbund rezipiert wird. Es betrifft sodann den Rezeptionsakt, sofern er – gegen die natürliche Konsekution – die Denklöge einer ausgesprochenen Bildlogik unterwirft: Fernsehen narkotisiert. Und es greift in das Selbstverhältnis

¹³ Das gilt unbeschadet der gerade vom Fernsehen bewirkten Informationsstreuung, ohne die der Umbruch im politischen Geschehen der Gegenwart nicht denkbar gewesen wäre.

des Rezipienten ein; denn Fernsehen entfremdet, indem es die Bewußtseinsabläufe in einer an die mystische Inversion erinnernden Intensität an „die Fremdregie der Apparatur ausliefert.

Die Schere der Auswirkungen öffnet sich somit denkbar weit. So hoch man den Informations- und Bildungseffekt der elektronischen Medien veranschlagen mag, so bedenklich steht es um die anthropologische Rückwirkung. In den Medien, insbesondere dem Fernsehen, schuf sich die moderne Leistungs- und Konsumgesellschaft das bisher perfekte Instrument, die Menschen ihren spezifischen Zwecken, dem Gelderwerb durch ständig gesteigerte Leistung und dem Verlangen nach ungezügelm Konsum, zu unterwerfen. Die Gewichte von „Haben und Sein“ verschieben sich dadurch, wie Erich Fromm als eindringlicher Warner verdeutlichte, zugunsten einer wachsenden Hab-Gier.¹⁴ Folgeschwer ist jedoch die Beschädigung der menschlichen Konstitution. Denn der narkotisierte und mit Erfahrungen aus zweiter Hand überfüllte Mensch, der dadurch ebenso seiner Primärwelt wie sich selbst entfremdet wird, läuft Gefahr, zu einer Metapher seiner selbst verfremdet zu werden. Wie ist gegenüber dieser eskalierenden Gefährdung Abhilfe möglich?

DIE ABHILFE

Sicher nur in Form einer Gegensteuerung! Sie aber leistet keine Instanz wirksamer als die Erfindung des mystischen Theut: die Schrift in ihrer modernen Gestalt als Buch. Denn die Einwände des Großkönigs treffen nur teilweise zu. Zwar gibt es Bücher, um es im Anschluß an die Ausführungen Harald Weinrichs zu sagen, deren Leser wie Francesca da Rimini und ihr Geliebter Paolo über der Lektüre ins zeitliche und ewige Verderben stürzen; deren Leser wie Don Quijote die literarische Phantasie mit der Lebenswirklichkeit verwechseln oder wie Madame Bovary ihr Leben zum Roman zu gestalten suchen.¹⁵ Doch

¹⁴ E. Fromm, *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, München 1980.

¹⁵ H. Weinrich, *Literatur für Leser*, München 1986, 91ff.

liegt die Ursache des Fehlverhaltens, gerade auch in den angesprochenen Fällen, viel mehr in der Disposition der jeweiligen Leser als in der Qualität des Gelesenen. Es sind die Ausnahmen von der Regel. Der Regelfall aber besteht in der gesuchten Gegensteuerung. Denn das Buch stärkt tatsächlich, wie der Erfinder Theut behauptet, das Gedächtnis, und es mehrt die Weisheit. Im Blick auf die medialen Schädigungseffekte besagt das:

Der elektronischen Narkotisierung gegenüber wirkt die Buchlektüre ernüchternd; der elektronischen Zerstreuung gegenüber nötigt das Buch zur Konzentration; und der elektronischen Entfremdung gegenüber verhilft die Lektüre zur Selbstaneignung.

Lesen beruhigt; es bringt auf Distanz. Wer liest, gewinnt Abstand von der andringenden Alltagswirklichkeit. Es entzieht ihrem Getümmel und ihrer Hektik.

Lesen konzentriert. Es erfordert jenes Mindestmaß an Sammlung, ohne das kein Text aufgenommen werden kann. Und es holt den in das Buch „vertieften“ Leser immer mehr in sich selbst zurück.

Lesen bewirkt Selbstfindung. Denn das Buch ist, ebenso wie (nach Jak 1,23) das getätigte Wort, wie ein Spiegel, in dem der Leser das eigene Gesicht erblickt. „Nicht um den anderen, sondern um sich selbst zu verstehen, soll man lesen“, urteilt deshalb Cioran.

Deshalb ist der desintegrative Einfluß der Medien solange nicht zu fürchten, wie inspiriert geschrieben, verantwortungsbewußt verlegt und sachgerecht gelesen wird.

Zuerst bedürfte es somit eines Wandels im Verhalten des Lesers. An ihm und dem von ihm „angemeldeten“ Bedarf liegt es letztlich, ob das Verlagswesen die Bedrohung durch die elektronischen Medien bestehen und überstehen kann. Gegenüber der im vorigen Jahrhundert herrschenden Lesewut und der gegenwärtig um sich greifenden Leseapathie müßte eine neue Lesekultur, getragen von einer behutsam geweckten Lesewilligkeit und Lesefreude, entwickelt werden. Und

arbeitet nicht sogar das Zeitgeschehen darauf hin, sofern es im Zuge der „Wiederkehr der Prinzipien“ daran erinnert, daß die gegenwärtige Kultur von ihrer Wurzel her Schriftkultur ist?

Sodann müßten aber die Verleger ermutigt werden, angesichts des anhaltenden Sterbens der nach Kriegsende wagemutig und erfolgreich ins Leben gerufenen, jetzt aber Mal um Mal von den Großkonzernen verschlungenen Unternehmen unbeirrt ihren Kurs zu steuern, der ihr Überleben und damit die Existenz ihrer Mitarbeiter garantiert, gleichzeitig aber auch ihre Doppelrolle als Pioniere und Konservatoren des geistigen Lebens bestätigt. Unerläßlich ist dafür, daß das Prinzip der Selbstkontrolle gegen alle Versuche aufrechterhalten wird, Autoren, Journalisten, Redakteure und Verleger einer staatlichen oder kirchlichen Kontrolle zu unterwerfen. Wer die Freiheit der Literatur, insbesondere der christlichen, beschränkt, entzieht ihr den Atemraum der Spontaneität, die Fähigkeit zu kreativer Entfaltung und aktiver Mitsprache und drängt sie, ob bewußt oder unbewußt, in jenes Getto zurück, aus dem sie sich unter größten Mühen und Opfern herausgearbeitet hatte.

Überdacht werden müßte aber schließlich auch die Position des Autors. Denn die gegenwärtige Schriftstellergeneration erweckt zumindest teilweise den Eindruck, sich in einem bedenklichen Anachronismus zu befinden. Während für ihren Leser längst das gebrochene Verhältnis zu Welt und Selbst zum quälenden Problem geworden ist, beschreibt sie seine Situation immer noch unter der sozialkritischen Perspektive der neomarxistischen Revolte. Nicht zuletzt müßte sie sich im Blick auf die durch den Zusammenbruch des Sowjetblocks drastisch beleuchtete Geisteswende dazu verstehen, ihre Inspiration dort zu suchen, wo die zentralen Probleme – und die Quellen der gegenwärtigen Lebensangst – liegen: im gestörten Verhältnis des heutigen Menschen zu seiner Welt, auch in ihrem kosmischen Verständnis, und zu sich selbst.

Wie von selbst ergeben sich daraus die guten Wünsche für das zu würdigende Verlagsunternehmen.

Zu wünschen ist ihm eine Leitung, die entschlossen ist, im Vertrauen auf das im Buch verborgene „Schwert des Geistes“ den Kampf mit dem Giganten aufzunehmen.

Zu wünschen ist ihm ein Mitarbeiterteam – von den Redakteuren und Druckern bis zu den Austrägern –, das sich vom Gefühl partnerschaftlicher Mitwirkung an einer für unser kulturelles Überleben hochbedeutsamen Sache immer neu motivieren läßt.

Zu wünschen ist ihm eine Leserschaft, die im Bewußtsein, daß alle großen Kulturleistungen der Schrift – nicht dem elektronischen Bild – zu danken sind, dem Buch die Treue hält.

Und zu wünschen sind ihm Autoren, die sich als Zeugen einer großen Wendezeit begreifen und darin ihre Inspiration finden.

DAS BUCH DER BÜCHER

Müßte sich aber angesichts der medialen Bedrohung nicht in erster Linie unser Verhältnis zum Buch ändern? Wissen wir denn überhaupt noch, was ein zum Buch kristallisierter Text im Verhältnis zum mündlichen Wort ist, aus dem er, zumindest im Fall des „Buches der Bücher“, der Bibel also, hervorging? Hat die mediale Bedrohung am Ende nicht den positiven Hintersinn, uns zu einem ursprünglichen Buch-Verständnis anzuleiten? Wenn es daran mangelt, müßten wir es uns von Paulus, dem ersten Medienverwender der Christenheit, nahebringen lassen, der sensibler als irgendein anderer um die Möglichkeiten, aber auch um die Grenzen des von ihm in den Dienst seiner apostolischen Verkündigung gestellten Mediums, des literarischen Briefes, wußte. Für ihn war der Brief, anders als für Augustin, kein „sermo absentium“; vielmehr bricht er gerade in dem direktesten und leidenschaftlichsten seiner Briefe, in dem Sendschreiben an die Galater, in den Wunsch aus, bei ihnen sein und ihnen „mit anderer Stimme“ zusprechen zu können (Gal 4,20).¹⁶

¹⁶ Näheres in meiner Schrift „Paulus für Christen“, Freiburg 1985, 109–121.

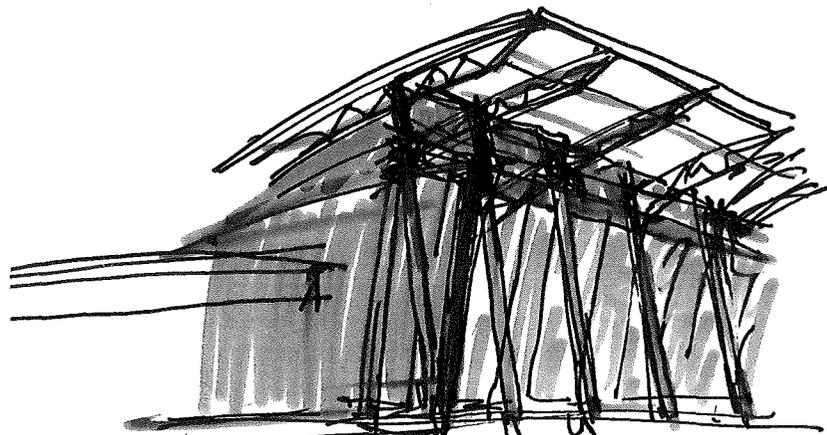
Danach wurde das paulinische Briefwerk, auch nach Ausweis seiner dokumentierten Wirkungsgeschichte, zu einem Faktor der inneren Stabilisierung und kirchengesellschaftlichen Konsolidierung erster Ordnung.¹⁷ Wenn sich das Evangelium von der christlichen Freiheit – für Paulus nahezu ein Synonym für das „Reich Gottes“ – gegen alle Einwände und Anfeindungen siegreich durchsetzen konnte, dann nicht zuletzt dank seiner Ausstrahlung. Und überdies greift man mit der Vermutung kaum fehl, daß von ihm ein nicht unerheblicher Anstoß zur Abfassung der Evangeliumsschriften ausging, und bestünde es auch nur in dem Verlangen, die paulinische Konzentration der Heilsbotschaft auf Kreuz und Auferstehung durch eine lebensgeschichtlich erweiterte, narrativ-didaktische Darstellung zu ergänzen.

So gesehen geht von der heutigen Medienszene ein mächtiger Impuls aus, die Bibel in ihrer Qualität als Buch neu zu entdecken.

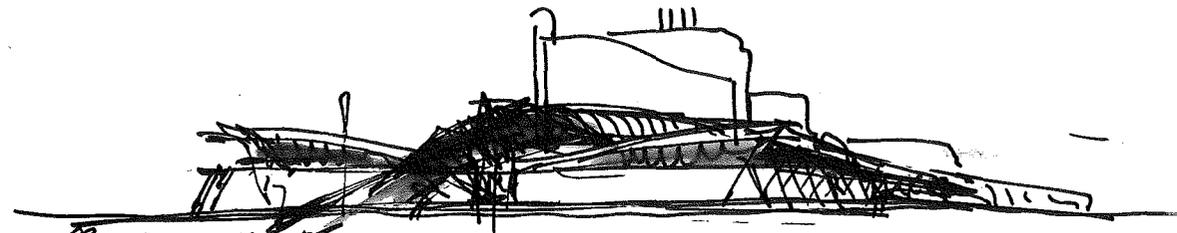
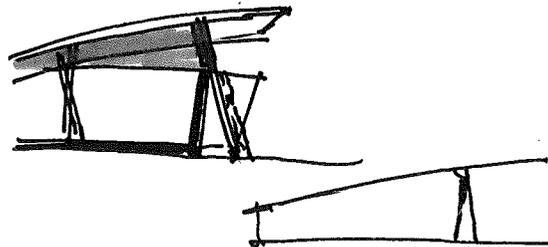
Umgekehrt aber bietet sich gerade die in ihrem Mediencharakter erschlossene und von der Theologie interpretierte Bibel als der längst schon vorgegebene Schlüssel zur modernen Medienszene mit ihren gewaltigen Vergünstigungen und geschichtsformenden Einflüssen, aber auch mit ihren längst nicht hinreichend durchschauten Gefahren an.

Wenn je eine, ist diese Wahrheit darauf ausgelegt, nicht nur erkannt, sondern (im Sinne von Joh 3,21) „getan“ zu werden. Ihre „Tätigung“ aber besteht in der Beherzigung jenes Appells, dem sich einer der großen Leser der Christenheit, Augustin, unterwarf, als er den Anruf vernahm: Tolle, lege – Nimm und lies! Er gilt in unverkürzter Aktualität: heute wie damals.

¹⁷ So vor allem der Klemensbrief, dessen Verfasser sich ausdrücklich auf „die geliebten“ Apostel Petrus und Paulus beruft.



Styria Nov. 08
W



Styria, Nov. 08
W

